Erklärung

der

Homerischen Gesänge

nach

ihrem sittlichen Elemente.

Der

fünfte Gesang der Odyssee

von

F. A. Nüsslin.

MANNHEIM.
Verlag von Tobias Löffler.
1843.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist Alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdriesslich seyn
Und lebenslang verdriesslich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüsst die heilige Kapelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein.

Goethe.

V. Gesang der Odyssee.

Vers 1 bis 21.

Der Leser wird ersucht, vor jedem Abschnitte der Erklärung die vorgezeichnete Anzahl Verse aus dem griechischen Texte, oder aus der Vossischen Uebersetzung zu lesen.

Eine neue Scene eröffnet sich mit diesem Gesange. Bange Klagen um den vermissten Odysseus, dessen baldige Heimkehr durch das wilde Treiben der Freier in seinem Hause dringend erfordert wird, göttliche Ermahnung und Vorbereitung des Sohnes zu einer Erkundigungsreise nach Pylos und Sparta, Ankunft und Empfang daselbst, sammt all den belebten Bildern von Personen und Sachen, welche der Dichter in seine Erzählung verwebt hat, machen den Inhalt der ersten vier Gesänge. Sie sind eine weise, Liebe und Bewunderung erweckende Vorbereitung auf die persönliche Erscheinung des ersehnten Helden, welchem wir in diesem fünften Gesange endlich nahen. Eos, die holde Spenderin des Morgens, deren rosiges Licht Götter und Menschen erfreut, verkündet uns den frohen Tag, an welchem der grosse Mann von seinen zwar glänzenden, aber darum für ihn nicht minder schmerzlichen Banden erlöst werden soll. Mit ihrem Erscheinen versammeln sich die olympischen Götter — so frühe ist man selbst in den höchsten, in den himmlischen Kreisen thätig — zum gewohnten geselligen Vereine, in dem auf dem höchsten Gipfel des Olympes erbauten Palaste ihres Oberherrn, des allgebietenden Zeus,

Qui res hominum Deûmque aeternis regit imperiis.

Und wie ehrend für Odysseus, dass, wie in dem ersten Gesange, wo seine Heimkehr beschlossen ward, so auch in diesem zweiten Götterrathe, wo die Art seiner Abreise unwiderruflich festgestellt wird, die ersten liebevollen Sorgen der hohen Versammlung ihm, dem vor Göttern und vor Menschen gleich wohlgefälligen Manne, gelten! Hier, wie in dem ersten Gesange, schildert die allen besonnenen und thatkräftigen Heroen, dem Odysseus vor Allen, gewogene Göttin der Weisheit die vielen unverdienten Leiden und die hülflose Lage des trefflichen Helden und sucht durch diese Schilderung die von der Gerechtigkeit gebotene Befreiung desselben herbeizuführen. Verlangte sie seine Rettung im ersten Gesange als gebührende Belohnung für die fromme Verehrung, welche er den Göttern erwiesen, so nimmt sie jetzt dieselbe für seine Verdienste als König, für die väterliche Liebe und Milde gegen seine Untergebenen in Anspruch. Diese beiden Tugenden des Helden scheinen mehr verschieden, als sie es in der That sind, sie bedingen sich gegenseitig und haben ihre gemeinsame Quelle in einem gottergebenen Herzen. Denn ein König, der die Götter fromm verehrt, kann ihnen nicht nahen, und nicht an sie denken, ohne seinen Geist durch ihr Vorbild zu erheben und zu erleuchten, und sein Herz mit neuen Antrieben zum Guten zu erwärmen. Selbst Abglanz der Gottheit auf Erden, von der er seine Krone zu Lehen trägt, [a]) wird er suchen ihr ähnlich zu werden und, wie sie, nur Glück und Segen um sich her zu verbreiten. Darum gibt der fromme und weise Kaiser Mark Aurel in Julian's Caesaren auf die Frage, was der Endzweck seiner Regentenhandlungen gewesen sey, zur Antwort, er habe gesucht den Göttern nachzuahmen, und zwar dadurch, dass er sich persönlich auf möglichst wenige Bedürfnisse beschränkt — denn keine Bedürfnisse haben ist nach So-

krates göttlich [b]) — und des Guten um sich her möglichst viel verbreitet habe. Darum bewahren ja auch die Regenten, wie wir schon im ersten Gesange sahen, bis zum heutigen Tage das göttliche Vorrecht der Begnadigung, zur Erinnerung, dass sie nur beglückend und segenbringend, wie die Götter, nahen dürfen, und der Name „Vater des Vaterlandes", mit welchem die auserwähltesten unter ihnen geschmückt werden, bezeichnet zugleich die Natur ihres wahren Wirkungskreises. Ein frommer König ist also auch ein menschenfreundlicher, milder und väterlicher Regent. [c]) Als solcher, verdiente Odysseus, will die Göttin sagen, aller Leiden bar, der Heimath und dem gewohnten Wirken wieder gegeben zu seyn. Allein bei dem Gedanken, dass der edle Held für so ausgezeichnete Tugenden weder Anerkennung, noch Belohnung findet, fühlt sich ihr Herz empört und sie drückt, gleich Mentor im zweiten Gesange, und wie es bei Aeusserungen des Unwillens oft der Fall ist, das Gegentheil von dem aus, was sie wünschen und wollen muss: Möge künftig kein König milde, gut und freundlich seyn! was in leidenschaftloser Sprache etwa so lauten würde: Wohl ist zu besorgen, dass künftig auch der edelste und wohlwollendste Regent von der willigen Ausübung seiner königlichen Tugenden und Pflichten abgeschreckt werde, wenn er an dem Beispiele des Odysseus sieht, dass sie ihm keinen Dank bringen und ihn aus dem unverdienten Elende nicht erretten können. Die Göttin erinnert hier nur kurz an Odysseus gezwungenes Verweilen auf der Insel der Kalypso, weil sie schon in der ersten Rede seine beklagenswerthe Lage und seine rührende Sehnsucht nach der Heimath geschildert hatte, doch deutet sie durch das Wort „Er liegt da" d. h. er ist unthätig, müssig daselbst, genügend an, wie peinlich für einen thatkräftigen Mann, einen Hellenen zumal eine solche Lage seyn

müsse. Denn dem Hellenen gilt Leben und Thätigseyn für gleichbedeutend und selbst Glück und Unglück findet er nicht im Geniessen, sondern im Handeln. Glücklichseyn heisst bei ihm gut, oder mit gutem Erfolge handeln, εὖ πράττειν, und nicht das längste und üppigste, sondern das thatenreichste Leben ist ihm das wünschenswertheste. [d]) Allein zu dieser traurigen, hülflosen Lage, worin er verkümmert, kömmt jetzt noch die Gefahr seines Sohnes, der in der edelsten Absicht, um Kunde von dem ersehnten Vater einzuziehen, abgereist und auf der Heimkehr von dem Mordanschlage der lauernden Freier bedroht ist. In der Erwähnung der unverdienten Lage beider Männer liegt, wenn schon die Worte gegen das Volk und die Fürsten von Ithaka gerichtet sind, die indirekte Beschuldigung des Zeus, dass er das Verdienst unbelohnt, das Laster unbestraft lasse und seine frühere Zusage [e]) vergessen habe.

a) Il. II, 197. 205. b) Xenoph. Mem. I. 6, 10. c) Dio Chrysost. T. I. p. 47. 81. II. p. 279. R. d) Xenoph. Mem. III. 9, 14. Plutarch, T. VI. p. 422. R. e) Odyss. I, 65. 76.

Vers 21 bis 43.

Zeus fühlt das ganze Gewicht des Vorwurfes, daher seine lebhafte Erwiederung. Mein Kind, welch ein Wort ist dem Zaune deiner Zähne entflohen! Die Zähne sind also gleichsam eine Vormauer gegen jedes unüberlegte oder ungeziemende Wort. Darum soll man, wie es in dem altdeutschen Winsbeke heisst, den Riegel vor die Zunge schiessen, und der Rede Ausgang bewachen und nichts Anderes sprechen, als was den Weisen behage. Für ein so unbedachtes Wort scheint Zeus das Wort der Göttin zu erklären, da es ihr eigener Plan sey, dass Odysseus sich nach seiner Heimkehr an den Freiern rächen soll, und was

den Telemachos betreffe, so könne sie ihn ja nach ihrer Weisheit sicher heim geleiten. Indem der Göttervater durch diese Erklärung den Jüngling unter die mächtige Obhut der weisen Tochter stellt, verscheucht er zwar jede Besorgniss um denselben, doch scheint er anzudeuten, dass noch immer ein Theil des Vorwurfes auf ihm laste, da die Tochter sich nicht über den von ihr selbst entworfenen Plan zu Odysseus Rettung, dessen übrigens in den vorigen Gesängen keine Erwähnung geschieht, sondern darüber beklagen konnte, dass dieser Plan noch immer unerfüllt geblieben. Darum sendet er unverzüglich den Hermes als Botschafter an Kalypso um ihr die ungesäumte Entlassung des Helden anzubefehlen. Die Art, wie Zeus den Hermes, diesen freundlichen Geleitsgott guter Menschen zum Dienste auffordert,[a]) scheint zu beweisen, dass er nicht, wie Iris in der Ilias, regelmässiger Götterbote, sondern, gleich Apollon und Athene, nur in wichtigern, Einsicht und Beredtsamkeit erfordernden Angelegenheiten und aus eigenem Antriebe, wie im zehnten Gesange [b]), zu liebreichem Schutze der Menschen bereit ist und daher auch jede Veranlassung zu solchen Diensten gern ergreift. Diese Ansicht wird insbesondere durch die Stelle in der Ilias [c]) unterstützt, wo er von Zeus zum Schutze des ehrwürdigen Königes Priamos mit den Worten aufgefordert wird „Hermes, dir ist es ja weit das angenehmste Geschäft einen Mann freundlich zu geleiten, und du erhörest, wen du willst.“ Die harte Bedingung in Zeus Auftrage, dass dem edeln Odysseus jedes göttliche und menschliche Geleite (bis zu seiner Ankunft in Scheria) versagt sey, könnte uns befremden, allein durch eine solche Unterstützung würde nicht nur der mächtige Gott Poseidon, den selbst Zeus, wie wir im ersten Gesange sahen, mit der ehrendsten Rücksicht behandelt, gekränkt werden, sondern Odysseus selbst würde, was hier die

Hauptsache ist, die Gelegenheit verlieren, seine allzureichende Weisheit und Heldenkraft in den furchtbaren Prüfungen, die seiner warten, zu bewähren. Es soll uns durch Anschauung klar werden, welch unerschöpfliche Mittel zu seiner Rettung er in seiner eigenen Brust bewahrt, und das erhabenste Schauspiel, wenn der grosse Mann aus freier Wahl mit dem Schicksal in die Schranken tritt, *) soll vor unsern Augen sich eröffnen. Auch wird ihn seine hohe Beschützerin nicht vergessen, und in dem letzten schrecklichen Augenblicke wird er in dem Schleier der mitfühlenden Göttin Ino einen rettenden Talisman finden. Nur ein ärmliches, in Eile gebautes Fahrzeug **) wird ihm zur Fahrt über das weite Meer gegönnt, und erst am zwanzigsten Tage — in so weiter nordwestlicher Entfernung von Ithaka [f]) sollen wir uns Kalypso's Insel denken — wird er, wie ihm vom Schicksal beschieden, nach schweren Leiden, in Scheria (Corfu) landen, wo die Phäaken wohnen, welche von ihrem ältesten Könige Phäax, einem Sohne des Poseidon ihren Namen haben, und wegen dieser Abstammung, oder aus andern Gründen [g]) den Göttern nahe angehören. Diese gutmüthigen Leute werden ihn wie einen Gott verehren und reich begabt in seine Heimath geleiten. Auch diese Geschenke, ein reicher Ersatz für die verlorne Beute von Troja, werden den Odysseus nicht blos darum verherrlichen, weil überhaupt der Reiche in seiner Heimath angesehener als der dürftige Mann er-

---

*) Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intentus operi suo Deus, ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus, utique si et provocavit. [d])

**) Mit welchem Simmias im Platonischen Phädon [e]) die menschlichen Gründe der Wahrheit vergleicht, auf welchen man wie auf einem gebrechlichen Nachen ohne Steuerruder, in Ermangelung einer göttlichen Offenbarung, das Meer der Ideenwelt durchsegele.

scheint, [h]) sondern vorzüglich darum, weil er sie, wie die folgenden Gesänge lehren, als einen Tribut der Bewunderung erhält, welche seine Vorzüge unter den Phäaken, einem reichthumliebenden Volke erwecken. Es wird uns dort klar werden, was Sokrates in Platon's Apologie [i]) sagt, dass zwar die Tugend nie aus dem Reichthum, wohl aber Reichthum und alle andern Güter des Lebens aus der Tugend hervorzugehen vermögen.

a) cf. Virgil. Aen. IV, 258. b) v. 277. c) XXIV, 334. d) Senec. de Provid. 2. e) p. 85 D. f) Nitzsch zu v. 50. Montbel zu v. 55. g) Uns. Anm. zu VII p. 23, und Eust. h) Odyss. XI, 359. i) p. 30, B.

Vers 43 bis 85.

Der göttliche Botschafter heisst hier Argeiphontes, was man durch Argostödter übersetzt, weil er den lästigen Wächter der Io, den vieläugigen Argos umgebracht habe. Allein, da wir von dieser Sage in dem ganzen Homer keine Spur finden, so scheint sie, wie hundert andere Sagen einer späteren Zeit, mit Unrecht in diesen ältesten Dichter übergetragen zu seyn; wesshalb wir mit Eustathios die andere Bedeutung des Wortes vorziehen: der vom Morde reine, nur friedlichen Geschäften zugewandte Gott, eine Bedeutung, welche nicht blos seinem jetzigen Auftrage, sondern auch den andern von Homer ihm zugeschriebenen Eigenschaften [a]) ganz entspricht. Er bekleidet sich, wie Athene im ersten Gesange, mit den goldenen Schwungsohlen, welche, nach Eustathios, nicht sowohl getragen werden, als vielmehr selbst tragen, d. i. die schwebende [b]) Bewegung des Gottes durch innere Kraft beschleunigen. Sein eigenthümliches Abzeichen ist der goldene Zauberstab, womit er nach seinem Belieben die Augen der Wachenden in Schlummer versenkt und die

Schlafenden erweckt. Einige, wie Virgil, geben ihm diesen Stab wegen seines Amtes als Todtenbegleiter, Andere erblicken darin ein Sinnbild seiner Beredtsamkeit, womit er als Götterherold die Leidenschaften der Menschen zu erwecken oder zu beruhigen vermöge. Die letzte Erklärung passt jedoch nur für nachhomerische Dichter, wie auch die Schlangen und Flügel, womit die spätere bildende Kunst den Gott und seinen Stab bekleidet hat. [c)]

Seine Richtung nimmt der Gott zunächst nach dem macedonischen Musengebirge Pieria, von welchem er sich über das Meer herabsenkt und, nach Art der Möve,

> Sie swebten sam die vogele
> Vor ihm uf der Flut.
>
> *Niebel. 12512.*

über den Wellen hineilt, bis er die ferne Insel mit dem Felsenpalaste erreicht, worin die schön gelockte Göttin wohnt. Der Dichter lässt uns bei diesem Gemälde einer Seelandschaft, über dessen Zweckmässigkeit das Urtheil des Königes Alexander zu vergleichen ist, [d)] erst einen Blick in das Innere der Wohnung thun, wo auf der niedern Feuerstätte ein mächtiges Feuer von wohlriechendem Cedern- und Cypressenholze lodert, und die heitere und geschäftige Göttin mit melodischem Gesange an dem, in jenen Zeiten senkrecht stehenden Webstuhle hin und her wandelnd, mit goldenem Stabe die Fäden des Gewebes festschlug. Nicht minder einladend sind die Umgebungen der Grotte, weniger die Bäume mit ihren gefiederten Bewohnern, als der kräftige Weinstock, welcher seine traubenbeladenen Aeste um die Grotte schlingt, und die vier klaren, den Felsen der Grotte entspringenden Quellen, welche nebeneinander dahin rauschen, bis sich die eine da, die andere dort in den blühenden Wiesen verliert. Ein Unsterblicher selbst, heisst es, muss sich an diesem Anblicke ergötzen,

dies zeigt sich an Hermes, der mit Staunen Alles betrachtet, ehe er in das Innere der Grotte tritt. Die Göttin erkennt ihn auf den ersten Blick, denn die Götter sind sich auch dann nicht unbekannt, wenn sie noch so ferne von einander wohnen, sey es, weil der edle Anstand ihre höhere Abkunft verräth, oder weil sie sich bei wichtigen Veranlassungen in dem Palaste ihres Oberherrn versammeln müssen. So lässt Zeus im Anfange des zwanzigsten Gesanges der Ilias die Götter auf den Olympos berufen, und Alle erscheinen, „Kein Stromgott blieb aus und keine der Nymphen, welche die schönen Haine bewohnen und die Quellen der Ströme und die grünenden Wiesen; sie alle kamen in den Palast des Wolkensammlers Zeus und nahmen ihren Sitz in den Hallen, welche Hephaistos mit kundigem Sinne verfertiget." — Dass Hermes den Odysseus nicht in der Gesellschaft der Göttin findet, geschieht nach Eustathios darum, weil die Göttin dadurch in den Stand gesetzt werde, dem geliebten Helden die Freiheit als ihr eigenes Geschenk zu ertheilen. Es liesse sich vielmehr denken, dass der Göttin eine Demüthigung vor einem sterblichen Manne erspart werden solle, und es ihr desshalb überlassen bleibe, dem Odysseus die Freiheit so anzubieten, als ob sie das Werk ihres eigenen Entschlusses sey. Noch sicherer werden wir den Sinn des Dichters errathen, wenn wir mit Hermes im vierundzwanzigsten Gesange der Ilias [e]) sagen, es dürfe überhaupt kein Gott seinen Beistand einem Sterblichen vor Anderer Augen erweisen. Auch wird Odysseus unserer Theilnahme um so würdiger, wenn wir ihn nicht in tändelndem Umgange mit der Nymphe, sondern, wie hier, am öden Gestade voll Thränen und mit sehnsüchtigen Blicken nach der Heimath gerichtet finden. So erst erscheint uns der Held, der sich mitten in diesem Zaubergarten einsam fühlt und durch die hohen Reize der unsterblichen Königin

des Ortes nicht von seinem Ziele abgelenkt werden kann, mit Recht beklagenswerth. [f])

a) VIII, 322. Il. XVI, 185. XX, 35. b) Heliodor. Aethiop. III. c. 13. Voss mythol. Briefe. I. p. 69. 120, zu Hymn. in Cer. v. 458. c) cf. Virg. Aen. IV, 239. Horat. Od. I. 11, 17. 10, 1. Statius Theb. I, 306. d) Dio Chrysost. T. I, p. 86. cf. Virg. Aen. VII, 10. e) v. 463. Odyss. III, 221. f) Dio Chrysost. T. I. p. 419. Arrian. Diss. III. 24, 20. Max. Tyr. T. I. p. 77. T. II. p. 255. R.

Vers 85 bis 116.

Nachdem die Göttin dem olympischen Botschafter den glänzenden Ehrensitz angewiesen, frägt sie ihn nach der Ursache seines ungewöhnlichen Besuches und nach seinem Begehren, welches sie gern erfüllen wolle, wenn sie es vermag, und wenn die Sache an sich erfüllt werden kann. Zuerst jedoch wird, nach der Sitte jener Zeit, für das dem Gotte mit den Menschen gemeinschaftliche Bedürfniss der Nahrung, und zwar, da er ein Gott ist, nicht durch Speise wie sie der Mensch bedarf, sondern durch Nektar und Ambrosia gesorgt. Erst nachdem er sich gelabt, beantwortet er die Frage, jedoch, da er einen unangenehmen Auftrag zu berichten hat, mit dem Ausdrucke der Verwunderung, dass sie als Göttin gegen den Gott sich stelle, als könnte sie seinen Auftrag nicht errathen (E) und mit der vorläufigen Entschuldigung, dass er wider seinen Willen hieher gekommen sey,

„Denn böser Botschaft Träger ist ja Keinem lieb," [a])

da Niemand aus freien Stücken einen so weiten und so öden Weg wählen würde, wo sich auch nicht eine Stätte von Menschen finde, welche den reisenden Gott durch dargebrachte Opfer ehren und erfreuen könnten. [b]) Jedoch sey es für ihn, wie für jeden andern Gott unmöglich, die Befehle des Zeus, der ihn gesendet, zu umgehen oder zu entkräften. In diesem letzten Gedanken

liegt zugleich ein belehrender Wink für Kalypso, sich gegen den zu erwartenden Befehl nicht umsonst zu sträuben, und ein vorbereitender Uebergang zu dem unangenehmen Berichte selbst, der übrigens auch durch den vorangehenden, theilnehmenden Blick auf des Odysseus beklagenswerthe Lage gemildert wird. Erst nach dieser vorsichtigen Einleitung meldet er ihr den Befehl, dass sie den in Folge unglücklicher Ereignisse [c]) zu ihr gelangten Mann entlassen solle, da ihm das Schicksal, dessen Willen unabänderlich ist, nicht beschieden habe, auf ihrer Insel zu verderben, sondern seine Heimath, sein Haus und die dortigen Freunde wiederzusehen.

a) Sophocl. Antig. 277. b) Dio Chrysost. I. p. 664. c) Nitzsch zu v. 105.

Vers 116 bis 149.

Die Göttin, welche ihre Hoffnung auf den dauernden Besitz des Helden durch diesen Machtspruch mit einem Male vernichtet sieht, erschrickt und ergiesst sich dann in Vorwürfen gegen die Olympier, welche nur aus Missgunst [a]) keine Verbindung einer Göttin mit einem sterblichen Gatten dulden wollten. Als Beispiele für ihre Behauptung, welche eben so sehr ihre Liebe, als ihre Besorgniss für Odysseus verrathen, nennt sie den Orion und den Jasion. Jener ein Jäger aus Böotien und der schönste Mann, wurde von Eos zum Gatten ausersehen, „da zürntet Ihr, Götter, die Ihr nur für Euch sorgenlos dahin lebet, [b]) so lange, bis die reine Artemis ihn in Ortygia (Delos) mit ihren sanften, d. i. einen schnellen und schmerzlosen Tod verursachenden Pfeilen erlegte.“ Sie, die sonst nur Frauen tödtet, erlegt hier den Mann wohl darum, weil er als Jäger ihrem Dienste geweiht, sie durch seine Liebe zu Eos erzürnt hat. [c]) Nach der allegorischen Erklärung starb Orion als blühender

Jüngling und wurde, nach damaliger Sitte, vor Anbruch des Tages begraben, was in dichterischer Sprache heisse: Eos, die Göttin des Morgens, raubte ihn aus Liebe, denn wer jung stirbt, den lieben die Götter. [d]) Einer andern Sage folgt Horatius. [e]) Ebenso befragte Demeter nur ihre eigene Neigung bei der Wahl des Jasion aus Kreta, eines Sohnes von Zeus und Elektra, der Tochter des Atlas; allein sie wurde des schönen Gatten alsobald durch Zeus Blitze verlustig. Die allegorische Erklärung sagt von Jasion, er sey ein eifriger und verständiger Ackerbauer und als solcher ein Liebling der Demeter, d. i. der Erde gewesen, welche ihm für das durch ihn erfundene dreimalige Pflügen, ihre Gunst durch reichen Ertrag der Ernte gewährte; allein übermässige Hitze oder hier der Blitz des Zeus zerstörte später seine Saat. [f])

Auf gleiche Weise, meint Kalypso, missgönnten jetzt die Götter auch ihr die Anwesenheit eines Mannes, auf dessen Besitz sie doch so gegründete Ansprüche habe, da er nur ihr seine Rettung und die liebevollste Pflege verdanke, ja dem sie zugleich, mit ihrer Hand, unverwelkliche Fortdauer zu verleihen gedachte, der also hier nicht, wie die vorige Rede andeute, verderben soll. Doch weil Zeus es so will, sie wiederholt die Worte des Hermes, welche tiefen Eindruck auf sie gemacht haben, mit Unwillen, so mag er über das Meer dahin fahren, nämlich aus der ganzen Fülle des Glückes, welches er nach ihrer Vorstellung bei ihr geniesst, und zu erwarten hat, und mag in sein Verderben gehen. Sie argwöhnt nämlich, nach Eustathios Erklärung, Zeus habe ihm ein ähnliches Schicksal, wie dem Orion und dem Jasion, beschieden. Geleite wird sie dem Odysseus keines geben, weil die Erfüllung dieser in andern Fällen von der Gastfreundschaft gebotenen Pflicht nicht in ihrer Macht steht, doch soll ihm jede ihr mögliche

Unterstützung und ihr freundlicher Rath nicht vorenthalten werden; dass sie es redlich mit ihm meint, wird die Folge zeigen.

Hermes, der seinen Auftrag besorgt, und ihre Geneigtheit ihn zu befolgen, erkannt hat, verlässt sie mit der wiederholten Ermahnung, den Odysseus wirklich so, wie sie gesagt, zu entlassen und Zeus Zorn zu meiden, der die Nichterfüllung später ahnden würde.

a) cf. Herodot. VII. 10, 5. III, 80. b) cf. Ilias XXIV, 526. cf. D. Chrysost. T. I, p. 208. c) Nitzsch. d) Plutarch, T. VI. p. 454. e) Od. III. 4, 71. Apollodor. I. 4, 3. f) Voss Hymn. in Cer. v. 491.

Vers 149 bis 171.

Kaum hat sie des Zeus unwiderrufliche Befehle vernommen, so sucht sie den Odysseus auf. Sie findet ihn in einem Zustande, der keinen Zweifel übrig lässt, dass er nicht freiwillig, sondern gezwungen hier verweilt. Er sitzt am Gestade, seine Augen werden nicht trocken vor Thränen, das süsse Leben schwindet ihm in sehnsüchtigen Klagen um die Heimkehr dahin, da ihm die Göttin nimmermehr gefällt, ja selbst nach den Stunden gezwungenen Verweilens in ihrer Nähe kehrt er auf die Felsen des Gestades zurück, versinkt in unablässigen Jammer und Gram und schaut mit feuchtem Blicke über das öde Meer. So blickt auch Achilleus vom Troischen Gestade [a]) und achthundert Jahre nach ihm der verbannte Demosthenes auf den Höhen von Aegina und Trözene über das Meer, welches ihn von der geliebten Heimath trennt. [b])

Nur ein Wort in dem griechischen Texte ἥνδανε verursacht einige Schwierigkeit in der gewöhnlichen Uebersetzung, „die Nymphe gefiel ihm nicht mehr.“ Abgesehen davon, dass das Wort auch heissen kann, noch immer nicht, so

hätte Odysseus sie anfänglich (nach dem Schol. Palat.) als seine Retterin verehrt und später weil sie ihn zurückhielt, alle Zuneigung für sie verloren. Eine andere Lesart nimmt das Wort Nymphe im Dativ und ergänzt die Rückkehr des Odysseus als Sache die ihr (*νόςτος—Νύμφῃ*) nicht gefiel. Dann entstände der Sinn: Die Göttin war anfänglich geneigt ihn zu entlassen, später aber nicht mehr, seitdem sie nämlich Liebe für ihn fühlte.

In ihrer nun folgenden Anrede spricht aus jedem Worte der warme Antheil, den sie an dem Helden nimmt: „Unglückseliger, jammere mir hier nicht länger und verzehre dein Leben nicht in Gram; ich will dich ja bereits wohlgeneigt entlassen.“ Sie verbirgt klüglich den erhaltenen Befehl und erweckt in ihm die Meinung, dass er seine Freiheit ihrem gütigen Entschlusse verdanken soll. Diese Meinung muss durch die Bereitwilligkeit noch verstärkt werden, mit welcher sie ihm alle Mittel und Werkzeuge zu seiner Reise andeutet und zusagt, damit er möglichst wohl erhalten in die Heimath kommen möge. „Wenn die Götter des Himmels (über deren Absicht sie besorgt ist) wollen, die mächtiger sind als ich im Denken und Vollbringen.“ Also auch diese göttlichen Wesen sind, wie die Menschen, an eine höhere Macht gewiesen, die ihr Wollen und Vollbringen nach eigenem Wohlgefallen lenkt. Sie allein gibt den Segen zu jedem Werke.

a) Il. I, 380. XXIII, 143. b) Plutarch, Demosth. c. 26.

Vers 171 bis 180.

Auch hier, wie erwünscht der Antrag für ihn ist, verlässt den besonnenen Mann seine gewohnte Vorsicht nicht; er erschrickt, trotz seiner grossen Kraft für Leiden und Mühen, im ersten Augenblick über diesen unerwarteten Antrag der mit dem bisherigen Benehmen der Göttin im

Widerspruche steht, denn es stellen sich seinem umsichtigen Geiste sogleich alle Schwierigkeiten und Gefahren dar, welche mit einer Reise über das weite Meer auf so gebrechlichem Fahrzeuge verbunden sind, und darum muss er das Anerbieten der Nymphe nicht für Ernst, sondern für eine Versuchung halten. Ja die griechischen Scholiasten (Pal. Ambr. Q. Eust.) bemerken, dass die Jahreszeit zur Schifffahrt überaus ungünstig war, da nach den Feuern, welche wir bei Kalypso, bei den Phäaken, bei Eumaios und bei Penelope finden, Odysseus seine Reise im Winter oder im Spätherbst angetreten haben müsse. Odysseus selbst nennt uns nur die Unzulänglichkeit des Fahrzeuges zu einer so weiten und gefährlichen Reise, die kaum von starken Schiffen, wenn sie sich, wie belebte Wesen, eines günstigen Fahrwindes erfreuen, vollbracht werden kann. Allein selbst alle diese Schwierigkeiten schrecken ihn nicht, wie wir in der Folge sehen werden, sondern nur die Besorgniss, die Göttin habe (vielleicht aus Verdruss über verschmähte Liebe) seinen Untergang beschlossen; darum verlangt er von ihr die eidliche Versicherung, dass sie nichts Böses gegen ihn beabsichtige. Im vierzehnten Gesange der Ilias [a]) wird die Art beschrieben, wie dieser furchtbare Eid, dessen Uebertretung eine lange und leidenreiche Verbannung aus der Gesellschaft und aus allen Genüssen der Götter zur Folge hat, [b]) geleistet wird.

a) v. 272. b) Hesiod. theog. 783, Baco de sap. vet. c. 5. und Nitzsch zu Vers 184.

Vers 180 bis 214.

Augenblicklich überrascht durch die Vorsicht des ihr theuren Helden drückt sie lächelnd und schmeichelnd entweder, wenn man die ersten Worte mit Voss übersetzt: „Wahrlich ein Schalk doch bist du, und denkst nicht eitle

Gedanken,“ ihren Beifall, oder wenn man mit den meisten Scholiasten und mit Porphyrius [a]) so erklärt: „Du hast dich, traun, geirrt in dem, was du sagst, wie einsichtsvoll du auch sonst bist,“ ihre Missbilligung seines Verdachtes aus. Doch gibt sie ihm gerne durch den verlangten Eid die heiligste Bürgschaft für ihre redliche Absicht mit ihm. Weit entfernt ihm etwas Böses anzurathen, will sie vielmehr für ihn erdenken und beschliessen, was sie in seiner Lage für sich selbst ersinnen würde. Ihre eigenen Wünsche, was sie für ihr Bestes in gleich dringenden Verhältnissen erachten würde, das nimmt sie also zum Maasstabe ihrer Vorkehrungen für Odysseus. Wer erkennt hierin nicht den Sinn jenes biblischen Wortes: „Was du willst, dass man dir thue, das thue einem andern auch“? So tief sind die Lehren unserer heiligen Religion dem menschlichen Herzen eingeprägt, dass auch die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur thun des Gesetzes Werk.

Auch kann die Nymphe sich auf ihren Geist und ihren Charakter berufen; jener ist auf das Rechte bedacht, und dass ihr Herz nicht von Eisen, sondern voll weichen Mitgefühles ist, das hat er ja selbst erfahren. Freundlich geleitet sie ihn jetzt in ihre Wohnung, weist ihm den Ehrenstuhl an, den Hermes so eben verlassen, und bedient ihn persönlich — so hoch ehrt sie ihn — mit irdischer Nahrung, weil er die himmlische Nahrung, durch deren Genuss er unsterblich geworden wäre, [b]) mit der Unsterblichkeit selbst verschmäht hat. Sie aber, die als Göttin jene Speise nicht geniessen kann, [c]) lässt sich von ihren Frauen mit Nektar und Ambrosia, jener feinen, ätherischen Speise bedienen, gegen welche selbst jene Kost der Engel bei Hebel,

Mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli
Vieri alli Tag, und an de Suntige fünfi,

noch zu materiel ist. [d]) Nicht blos aus dieser freundlichen Sorgfalt für den Gast, sondern noch mehr in der folgenden Anrede, worin sie ihren Verdruss mit Mühe verbirgt, erkennen wir, wie schwer es ihr wird, sich von dem theuren Manne zu trennen. Sie weiss, dass sie ihn nicht wider seinen Willen behalten darf, aber sie scheint zu hoffen, dass es ihr gelingen werde ihn mit seiner Beistimmung zurückzuhalten. Ja, der Anfang ihrer Rede: „So willst du denn jetzt so augenblicklich nach Haus und Heimath kehren," scheint den Wunsch anzudeuten, dass er seine Abreise wenigstens noch verzögern möchte. Auch die folgenden Worte: „Möge es dir dennoch (wie sehr ich auch dein längeres Bleiben wünsche) wohl ergehen," führen zu demselben Schlusse. Und welch eine unverkennbare, zärtliche Einladung enthalten die folgenden Worte: „Wenn du in deinem Geiste wüsstest, welche Fülle von Leiden deiner warten, ehe du heimkömmst, du würdest, trotz deines beständigen Sehnens nach deiner Gattin, hier bei mir verweilen, dies Haus bewohnen und unsterblich seyn." Ja und dieser Tausch, darf sie mit Selbstbewusstseyn hinzusetzen, wäre zugleich auch darum höchst vortheilhaft für ihn, weil er statt einer sterblichen, hinfälligen Gattin, sie, die unsterbliche, ewig reizende Göttin besitzen würde, mit der an Wuchs und Schönheit kein irdisches Wesen zu wetteifern vermöchte.

a) Quaest. Homer. 2. b) Buttmann. lexil. I. p. 132. Heyn. Excurs. IX. ad Il. I. T. IV. p. 191. c) Il. V. v. 341. d) Nach dem Dichter Ibykos bei Athenaeus II, 8. enthält Ambrosia die neunfache Süssigkeit des Honigs.

Vers 214 bis 225.

Es war schwer der vorhergehenden Rede auf eine verbindliche und selbstständige Weise, und doch ausweichend

zu begegnen; der umsichtige Odysseus löst diese Aufgabe mit gewohnter Sicherheit. Die ehrerbietige und gemüthvolle Anrede „Hehre Göttin, zürne mir darum nicht“ mildert zum voraus das Herbe, was er sagen muss, und gewinnt ihm geneigtes Gehör. Die darauf folgende unumwundene Anerkennung der hohen persönlichen Vorzüge seiner reizenden Gönnerin muss diese um so mehr erfreuen, da sie scheinbar zum Nachtheile ihrer edeln Nebenbuhlerin ausfällt. „Das weiss ich ja selbst Alles genau, wie weit die weise Penelope in ihrer äussern Erscheinung an Schönheit und erhabenem Wuchse dir nachsteht, denn sie ist sterblich, du bist unsterblich und ewig blühend.“ Allein indem er so den äussern Vorzügen der Nymphe die gebührende Huldigung darbringt, weiss er zugleich seine Gattin durch ein einziges Beiwort noch herrlicher zu schmücken: sie ist „sehr weise,“ sehr umsichtig und folglich sehr tugendhaft. Denn Tugend ist Weisheit, oder wie Plutarch [a]) sagt, Weisheit ist der Grund und die Ursache der Keuschheit. Durch dieses, wie zufällig hingeworfene Beiwort lässt er, wie Eustathios bemerkt, die Nymphe auf eine möglichst schonende Weise fühlen, dass sein, ihr nicht verhehltes Verlangen nach seiner Gattin durch ihre Tugend hervorgerufen werde, wie wenn er sagen wolle: Obgleich sie dir als Sterbliche an persönlichen Reizen nachsteht, so übertrifft sie dich doch in demjenigen, was der edelste Schmuck des Weibes, seine wahre, ewige Schönheit ist, an tugendreicher Züchtigkeit. Sagen ja selbst die zügellosen Freier in Ithaka, [b]) dass sie ihr wegen dieser Tugend den Vorzug vor allen Frauen geben, um die sie sich bewerben könnten.

Sol perchè casta visse
Penelope non fu minor d'Ulisse. c)

Es bedarf der Bemerkung nicht, wie ehrend diese Aner-

kennung der weisen Penelope für den Gatten selbst ist. Doch vor der Göttin durfte jener Vorzug nur leise angedeutet werden, und, wie wenn ihr reizendes Bild seine ganze Seele füllte, fährt er fort: „Aber auch so, nämlich trotz deiner hohen Vorzüge wünsche und sehne ich mich Tag für Tag nach der Heimath zurück.“

Was die drohenden Gefahren betrifft, wodurch sie ihn einzuschüchtern sucht, so sind dieselben für eine grosse Seele ein neuer Sporn zum kühnen Unternehmen. Verkaufen ja die Götter, nach ~~[illegible]~~ Epicharmos, dem Menschen alles Gute nur für Mühe und Entbehren und lohnen ihm dafür am Ziele mit desto reinerer Freude. Denn für edle Männer, sagt der König Kyros, [d]) sind die darauf gewandten Mühen Würze und Zukost jeden Genusses, ja der grosse Alexander [e]) nennt die Mühen geradezu den Zweck eines schönen Lebens. Darum des Odysseus erhabene Antwort: „Mag auch ein Gott mich in dem dunkeln Meere zerschmettern, ich werde es tragen, den leidengeübten Sinn in der Brust bewahrend; habe ich ja schon Vieles in Kampf und Wogen erduldet und errungen, mag zu solchen Prüfungen auch diese sich gesellen.“

Si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae. [f])

An einer solchen Heldenseele erschöpfen sich umsonst alle Künste der Verführung. Der paradiesische Aufenthalt auf der Insel sammt der Unsterblichkeit, die ihm geboten wird, ersetzt ihm nicht das rauhe Heimathland; der schönen, jugendlichen Göttin zieht das treue Herz die alternde Gattin vor, die seiner in treuer Liebe harrt, und keine Gefahr kann ihn vom Streben nach dem würdigen Ziele abwenden.

Gleich edel äussert er sich in dem vierzehnten Gesange der Ilias [g]) gegen den König Agamemnon, welcher zur

Flucht räth: „Uns hat Gott die Kraft gegeben, vom Kinde bis zum Greise schwere Kämpfe zu bestehen, bis todt auch der Letzte dahinsinkt. Und solchen Männern wagst du es vorzuschlagen, vor der Erreichung ihres Zieles umzukehren! *) Schweige, damit kein Anderer diese Rede höre, die kein vernünftiger Mann, zumal kein König im Munde führen sollte."

Wir finden zwar diese Grossartigkeit in Wort und That, diese erhabene Gesinnung einer Seele, welche auf dem Posten der Pflicht unter Mühen und Gefahren unerschütterlich beharrt, und hohen Zwecken jedes Gut, das Leben selbst, zum Opfer bringt, in dem ganzen Homer, doch ist sie vorzüglich den beiden Hauptshelden, dem Achilleus und Odysseus eigenthümlich. Darum leuchten diese Heroen auch, wie wir in einem andern Werke gezeigt, dem griechischen Jünglinge, dem Manne und dem Greise mit ihrem kühnen Ringen, Lieben und Leiden wie glänzende Sterne aus der Vorzeit entgegen und begeistern sie zu freudiger Nachahmung, zum unermüdeten Streben nach dem Grossen und Schönen, zum edeln Dulden und Tragen des Unabwendbaren und zum muthigen Tode für Wahrheit, Recht und Ehre, für Eltern, Freund und Vaterland. Noch in den spätesten Zeiten der griechischen Geschichte erfrischen und stärken grosse Männer, wie Alexander, [h]) ihren Heldensinn an diesen hohen Vorbildern. Ja selbst der weise Sokrates fühlt sich im Angesichte des Todes durch ihr Beispiel gehoben und beweist, auf dasselbe sich berufend, in seiner Vertheidigungsrede, [i]) dass der rechtschaffene Mann auf dem Posten, den er nach seiner besten Ueberzeugung gewählt oder von seinen Obern angewiesen erhalten habe, ohne Rücksicht auf die Gefahr des Lebens

*) Es ist hier nur der allgemeine Sinn der Rede angegeben.

oder Sterbens beharren, und nur Eines fürchten müsse, die Schande der Feigheit.

So ist Homer die Quelle der hellenischen Tugenden und insbesondere jenes Grundsatzes, dem Odysseus huldiget, geworden: „Schön leben oder schön sterben muss der Edle, eh' er Entehrendes thut oder duldet.“ Und wie erhaben steht nun dieser homerische Odysseus vor uns, wie würdig unserer Bewunderung und wie unähnlich jenem Zerrbilde des feigen und doppelzüngigen römischen und französischen Ulysses! Doch dürfen wir bei manchen Erscheinungen in dem homerischen Heldenleben, wie sie auch dieser fünfte Gesang darbietet, folgende Bemerkung des grossen Lessing nicht vergessen: „Nach ihren Thaten sind diese Helden Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen. So sind z. B. ihre Klagen eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.“ k)

a) T. VI. p. 115. b) II, 206. c) Ariost. Orl. XIII, 60. d) Xenoph. Mem. II. 1, 20. Cyrop. VII. 5, 80. e) Arrian. Alex. V, 26. cf. des altdeutschen Lamprecht's Alexander v. 4524 und Lessing T. IX. p. 97 f. Leipz. Ausg. v. 1841. f) Horat. Od. III, 1. Serm. II. 5, 20. g) XIV, 85. h) Dio Chrysost. Orat. II. i) Plat. Apol. p. 28. k) Lessing T. VI. p. 10. 38. cf. X, 52.

Vers 225 bis 262.

Der Abend vereint den Helden, allein wie wir aus dem Vorigen wissen, wider Willen noch einmal mit der Nymphe; doch kaum ist Eos, die Verkünderin des Morgens erschienen, so erhebt er sich, um an das Werk zu gehen. Die Göttin aber, wie wenn sie zum letzten Male

alle ihre Reize aufbieten wollte, um den edeln Gast zu fesseln, schmückt sich auf das Schönste, ehe sie ihn mit den Werkzeugen zum Baue seines Schiffes versieht und an den Ort des Waldes geleitet, wo die geeignetsten Bäume stehen. Ja, um ihn recht oft zu sehen, reicht sie ihm (Schol. Palat.) die Werkzeuge, welche sie mit einem Male und durch ihre Dienerinnen gewähren konnte, persönlich und nur einzeln nacheinander, erst das Beil v. 234; dann die Zimmeraxt v. 237; dann führt sie ihn an das Ende des Waldes zu den trockenen Bäumen, geht hierauf nach Hause, kehrt bald zurück, um ihm den Bohrer zu bringen v. 246; bald erscheint sie wieder um ihm das Segeltuch zu reichen v. 258, und nimmt so jede Gelegenheit wahr, um sich die Freude seines wiederholten Anblickes zu verschaffen. So schmerzlich wird ihr die Trennung.

Der Eifer und die Geschicklichkeit, welche Odysseus bei dem Baue seines Schiffes an den Tag legt, erklärt sich zum Theile aus seiner dringenden Lage, weil die Noth erfinderisch und thatkräftig macht, zum Theile aus der Sitte jener Zeit, wo die Helden alle Geschäfte ihres einfachen Lebens selbst vollkommen verstanden und mit grosser Leichtigkeit auszuüben wussten; wovon uns Odysseus auch im dreiundzwanzigsten Gesange ein überzeugendes Beispiel geben wird. Das Technische der Sache überlassen wir den Schiffkundigen und Archäologen und verweisen besonders wegen der schweren Stelle v. 252 ff. auf Eustathios und auf den gelehrten Commentar des verehrten Herrn Nitzsch, [a]) zumal da wir das Sprachliche meistens als bekannt voraussetzen und überhaupt von den hundert Gesichtspunkten, aus welchen die Homerischen Gesänge betrachtet werden können, vorzugsweise den einen, den am wenigsten beachteten, in's Auge gefasst haben.

a) p. 37. cf. Darmst. Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1837. Nro. 28.

Vers 262 bis 269.

Endlich mit dem vierten Tage ist das Fahrzeug fertig, und in die See gebracht, am fünften entlässt Kalypso den Helden, nachdem sie ihm erst ein Bad und duftende Kleider gereicht und ihn mit Lebensmitteln reichlich versehen hat; auch gibt sie ihm einen milden und günstigen Fahrwind zum Geleite.

Nach unsern Begriffen von Höflichkeit erwarteten wir hier einen rührenden Abschied und zunächst von Seiten des Odysseus, in dessen Herzen die Liebe der Göttin, wie wir wissen, keinen Anklang fand, wenigstens eine geziemende Danksagung für empfangene Wohlthaten, etwa wie bei Tasso: [a])

Rendè lor poscia in dolci e care note
Grazie per l'alte grazie a lei concesse,
Mostrando, che sariano al mondo note
Mai sempre, e sempre nel suo core impresse.

Allein zu unserm Erstaunen scheidet der Gast von seiner Wirthin, die ihn aus dem Elende gerettet und Jahre lang liebevoll bewirthet hat, ohne ein Wort des Dankes. So verschieden sind die Sitten, weniger in verschiedenen Zeiten als in verschiedenen Ländern, denn noch jetzt trennt sich im Morgenlande der Gast von seinem Wirthe ohne Worte. Beiden scheint gastfreundliche Behandlung eine so natürliche Pflichterfüllung zu seyn, dass sie keiner besondern Erwähnung bedürfe. Zum Empfange, wie zur Erwiederung mit gleich treuem Herzen bereit, begnügen sie sich, wie der alte Deutsche mit einem Handschlage, mit dem stillen Bewusstseyn ihres Herzens. Ja es scheint hier Shakspeare's Wort: „Ein volles Herz ist wie ein volles Gefäss, es hat wenig Klang; ein leeres Herz wie ein leeres Gefäss, es hat viel Klang," seine Anwendung zu finden. Es verhält sich damit, wie mit dem Gefühle der Gesundheit, von wel-

chem Steffens sagt: „Die Gesundheit und das Glück geniessen wir, als wenn sie am meisten unsere Natur ausdrückten, als wenn sich diese Zustände eben von selbst verständen. Strenge Sittenlehrer und finstere religiöse Menschen werfen es dem Gesunden und Glücklichen vor, dass sie auf eine solche Weise undankbar hinnehmen, was eine gütige göttliche Fürsehung uns schenkt. Und dennoch möchte ich behaupten, dass eine solche Reflexion, die immer von Neuem was wir unbefangen geniessen, in Frage stellt, etwas Krankhaftes und Ungesundes in sich schliesse."

Härter urtheilt Lessing über unsere den Alten unbekannte Höflichkeit, er erklärt die Anständigkeit, den sogenannten guten Ton, die Lebensart, welche sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen als von der Natur herschreiben, geradezu für blosen Firniss der Tugend, wie des Lasters. [b])

Nicht minder befremdend als des Odysseus stummer Abschied ist für den neuern, zumal für den durch romantische Dichter verwöhnten Leser das Schweigen der liebenden Nymphe bei dem Scheiden des geliebten Helden, deren Schmerz zuerst der römische Dichter Propertius [c]) in folgenden Versen zu schildern sucht:

At non sic Ithaci digressu mota Calypso
Desertis olim fleverat aequoribus:
Multos illa dies incomtis moesta capillis
Sederat injusto multa locuta salo,
Et quamvis nunquam posthac visura dolebat
Illa tamen longae conscia laetitiae.

Die Erörterung dieser Sache würde hier zu weit führen; darum verweisen wir auf jene Worte des Horatius [d]) und auf Homer selbst. Bekanntlich hat er alle sittlichen Gefühle des Familienlebens mit unübertrefflicher Tiefe und Wahrheit geschildert und in seinen Erzählungen von Penelope, Andromache, Hekabe, Arete und andern heroischen Frauen die unnachahmlichsten Gemälde der zärtlichsten

Gattenliebe und des vollendetsten ehlichen Glückes aufgestellt. Bricht ja selbst der trotzigste Held in der Ilias [e]) in die Worte aus:

„Ein Jeder, dem gut und bieder das Herz ist,
Liebt sein Weib und pflegt sie mit Zärtlichkeit.“

Dagegen bezeichnet derselbe Dichter die blose Geschlechtsliebe nur flüchtig und mit wenigen naturgemässen Worten, wodurch Herz und Phantasie nicht ergriffen und eben darum auch nicht vergiftet werden. Erst die spätere Zeit fing an, wie Lessing schon bemerkt, den sinnlichen Trieb in ihren Darstellungen in dem Maasse mehr zu erheben und zu schmücken, als sie von der wahren und kerngesunden Empfindung und Gesinnung der heroischen Zeit mehr abgewichen war. So wird in den nach dem einfachen Bilde der Homerischen Kalypso entworfenen Gemälden der Medea von Euripides und Apollonius, und der Dido von Virgilius die Sprache eines liebekranken Herzens immer leidenschaftlicher, und Tasso, dem diese sämmtlichen Muster vorgeleuchtet haben, erschöpft in der Schilderung seiner Armida, wie Ariost in seiner Alcina vollends Alles, was die glühendste Leidenschaft und die üppigste Phantasie vereint mit ritterlicher Courtoisie erfinden konnten.*) Der

---

*) Von den neuen Schönheiten, welche diese grossen Dichter durch Aufnahme der geistigen Liebe in ihre Dichtungen gewonnen haben, sagt ein scharfsinniger französischer Gelehrter: „Les rapports des hommes entr'eux se multipliant, ont fait naître des aperçus nouveaux dont les grands génies ont habilement profité pour créer des beautés nouvelles; mais on sent que ces beautés tiennent plus à des conventions de société, à des usages, qu'à la peinture vraie de l'homme. C'est ainsi que la réunion des deux sexes dans la plupart des relations sociales chez les peuples modernes, a dû faire naître d'autres combinaisons inconnues des anciens; c'est à cela que les Français surtout doivent ces aperçus délicats, ces allusions fines que nous nommons *traits d'esprit*, et qu'Homère ignorait absolument. *Montbel.*

spätern, aller Sitte ledigen Poesie, welche Wieland's und seiner Jünger lüsterne Muse auch in Deutschland eingeführt, und der „belletristischen Literatur der Verzweiflung," wie Göthe sie nennt, wollen wir gar nicht gedenken.

Wohl mag Homer dem modernen Leser neben solchen Dichtern kalt erscheinen, aber er ersetzt durch wahre Natur, durch rasche und lebendige Darstellung edler und grossartiger Erscheinungen des Heldenlebens, was ihm an moderner Empfindsamkeit und an phantastischer Würze derselben abgeht, und übertrifft alle seine Nachfolger, selbst den jungfräulichen Virgil nicht ausgenommen, weit „an kindlicher Einfalt, Unschuld, Zucht und Sitte." Doch davon an einem andern Orte.

a) Gerusal. IV, 85. b) Lessing V, 337. IX, 319. c) I. 15, 9. d) A. P. 148 ff. e) IX, 341. vergl. VI, 407. Odyss. VI, 181.

Vers 269 bis 291.

Freudig besteigt nun Odysseus sein Schiff, breitet die Segel nach dem Winde, lenkt weise das Steuer und kein Schlaf befällt ihn. Als Compass dienen ihm, wie allen Seefahrern jener Zeit, die mit ihrem Gesichte gegen den Orion gewendete Bärin zur Linken, im Angesichte die Pleiaden, wie Kalypso ihm geboten. Ueber diese Sternbilder und ihre mythische Bedeutung siehe Nitzsch und die mythologischen Wörterbücher. So steuert nun Odysseus, der einzelne Mann, nur auf die eigene Kraft und Einsicht vertrauend, auf schwachem Fahrzeuge über die unermessliche Fläche des Meeres dahin. Man hat Zweifel gegen die Möglichkeit einer solchen Fahrt erhoben; allein abgesehen davon, dass der Dichter für die Welt seiner eigenen Schöpfung Kräfte zu Gebot hat, welche dem wirklichen Leben versagt sind, so sucht der Bischof Eustathios jene

Zweifel durch folgende Thatsache zu widerlegen: Ein Mann aus Pamphylien, so erzählt er, lebte einige Jahre in Egypten, bis er vom Heimweh ergriffen einen Plan zu seiner Rettung entwarf. Er gab sich für einen Schiffer aus und erhielt von seinem Herrn einen Nachen anvertraut, dessen er sich zum Fischen und zu andern Geschäften seines Herrn so lange bediente, bis ihm ein günstiger Wind Gelegenheit zur Flucht darbot. Ganz allein auf diesem Nachen das Meer überschiffend, erreichte er glücklich seine ferne Heimath und erhielt dort von seiner kühnen That den Namen Mononautes, d. i. Alleinsegler, den seine Nachkommen noch zu Eustathios Zeit, im elften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung fortführten.

Endlich am achtzehnten Tage seiner Fahrt zeigen sich dem Odysseus die Berge des Phäakenlandes, aber noch in so weiter Ferne und so klein, dass er sie für einen wilden Feigenbaum auf kahler Fläche (oder einen Schild, oder einen Nebel, Schol.) ansah. Schon muss sein Herz bei dem Anblicke sich mit freudigen Hoffnungen erfüllen, da bereitet ihm das Geschick die neue herbe Prüfung. Der Dichter führt den Helden, den er uns kaum gezeigt und in wenigen, aber sprechenden Zügen geschildert hat, rasch zur Bewährung der erhabenen Gesinnung, welche er geäussert, damit durch Wort und That kund werde, dass er mit Recht der grosse Dulder, der Vielertrager heisst. Der Meeresbeherrscher Poseidon kömmt gerade von seinem Besuche bei den gottgefälligen Aethiopen [a]) zurück und erblickt von dem pisidischen oder lydischen Gebirge Solyma — denn die Sehkraft der Götter ist unbegrenzt — den kühnen Schwimmer, der ihm so verhasst, und ohne sein Wissen von der Insel entlassen ist. Wir haben in den frühern Gesängen gezeigt, wie sich diese beschränkte Einsicht eines Gottes in Dinge, die ihn so nahe betreffen, mit seiner an-

geblichen Allwissenheit vereinigen lässt, und bemerken hier nur, dass jedem Homerischen Gotte jene Worte von Göthe gerecht sind:

Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewusst.

Ueber die unerwartete Befreiung des Helden noch mehr ergrimmt, schüttelt er sein mächtiges Haupt, weil er erkennt, dass Odysseus, in Folge eines ihm unbewusst gefassten Götterbeschlusses, das Land der Phäaken und damit das Ende seiner Leiden erreichen werde. Doch vorher soll er, so beschliesst der Gott, noch zur Genüge geprüft werden, oder nach Nitzsch: „Aber ich meine doch, ich will ihn noch sattsam umtreiben in Mühsal.“

a) cf. I, 22.

Vers 291 bis 333.

Seine Drohung geht augenblicklich in Erfüllung; er selbst, der mächtige Gott, vollzieht sie mit seinem gewaltigen Dreizack. Das nun folgende Gemälde des Sturmes, den er erregt, ist so unendlich wahr und erhaben, dass viele spätere Dichter, nicht blos der unsterbliche Virgil [a]) es zu ihrem Vorbilde nahmen, ohne es zu erreichen. So weise sind die wesentlichen Momente dieser furchtbaren Scene ausgewählt und vertheilt, so überraschend malt die Sprache durch den entsprechendsten Ausdruck und die wundervollste Mischung der geeignetsten Töne alle Erscheinungen derselben. Wir glauben bald das wilde Geheul, das Zischen und Saussen der aus entgegengesetzten Richtungen zum rasenden Kampfe daher brausenden Winde, bald das dumpfe Gebrüll der empörten Meereswellen und das Krachen des zerschmetterten Schiffes, bald die bangen Klagetöne des armen einsamen Seefahrers, zu dessen Untergang alle diese mächtigen Kräfte der Natur entfesselt sind, zu vernehmen, und unser Auge entsetzt sich ob der

fürchterlich schwarzen Nacht, die sich über Land und Meer herabsenkt und den Unglücklichen unsern Blicken entzieht. Allein alle diese Bilder des Entsetzens muss man in der Sprache des Originals sehen, keine Feder, das beweisen die Versuche der obengenannten Meister, vermöchte sie in eine andere Sprache hinüber zu zaubern. Ja ganz wird den Dichter hier überhaupt nur derjenige verstehen, der bei der vollkommensten Kenntniss der Homerischen Sprache selbst einen ähnlichen Sturm erlebt hat; wir aber wollen nur bei einigen Momenten desselben verweilen. Die Schrecken beginnen so gewaltig und folgen so rasch auf einander, dass der unerschrockene Held, den sie bedrohen, erbebt und in der rührendsten Zwiesprache des Geistes mit dem Herzen, wie mit einem andern theilnehmenden Wesen, seine Klagen in Worten ertönen lässt, die viele Jahrhunderte später von unglücklichen Menschen zu ihrem Heile wiederholt wurden. Der römische Feldherr Mummius liess nach der barbarischen Zerstörung Korinths, wie Plutarch [b]) erzählt, jeden der gebildeten Knaben, welche sich unter den Gefangenen befanden, einen beliebigen Vers niederschreiben, um ihre Gesinnung zu erforschen. Einer derselben schrieb die Worte des Odysseus:

„Dreimal seelig und viermal u. s. w.“

wodurch selbst der rauhe Römer zu Thränen gerührt, dem Knaben und seiner ganzen Familie die Freiheit schenkte. Jeder gebildete Leser wird hierbei an die Verse des Euripides denken, welchen jene Athener in Sicilien ihre Erhaltung verdankten. [c])

Odysseus begreift nun, wie wohlbegründet jene liebreiche Warnung der Göttin gewesen ist; aber auch so, obgleich das gewisse Verderben ihm vor Augen steht, sehnt er sich nicht in ihr Paradies zurück und bereut nicht sein edles Streben nach dem Ziele. Nur einen würdigern Tod, den

des Helden in der Schlacht, etwa in dem heroischen Kampfe um den Leichnam des grossen Achilleus, den er auf seinen Schultern aus dem feindlichen Gewühle fortgetragen,[d]) hätte er zu finden gewünscht. Denn alsdann hätte er, was ihm in den Wellen verloren geht, ein ehrenvolles Begräbniss erlangt, welches er so hoch anschlägt, dass er noch bei Euripides [e]) erklärt, gern wolle er sich im Leben mit Wenigem begnügen, wenn nur sein Grab in Ehren stehe, denn diese Ehre sey von langer Dauer. Zugleich hätten die Achäer dann seinen Ruhm im Herzen bewahrt. Also im Angesichte des Todes, und der Tod auf dem Meere ist grässlich, [f]) schreckt ihn nicht der Tod,

Quia vita bene credat emi, quo tendit, honorem, [g])

sondern nur die Schmach, der Verlust des Nachruhmes, dieses bleibenden Zeichens des Verdienstes, und mit Recht,

„Denn ist der Leib in Staub zerfallen,
So lebt der grosse Name noch."

In diesen Betrachtungen überfluthet ihn eine Welle, er wird von dem erschütterten Fahrzeuge in das Meer geschleudert und in den Wellen begraben, aus welchen er sich in den schweren Kleidern nur mit Mühe emporarbeitet; allein auch in dieser verzweifelten Lage verlässt ihn die Gegenwart des Geistes nicht, er erfasst sein morsches Fahrzeug wieder, welches nun mit ihm, was ein treffliches Gleichniss versinnlichet, als leichtes Spielzeug aller Winde auf den stürmischen Wogen umhertreibt.

a) Aen. I, 82. V, 9. Ovid. Met. XI, 480. Lucan. Pharsal. V, 597. Sil. Italic. XVII, 236. Achill. Tat. III, 1. Ariost. Orl. 41, 8. Fénél. Télém. l. V. Voltaire Henr. I, 16. b) Sympos. IX, 1. c) Plutarch. Nicias c. 29. d) Ovid. Met. XIII, 284. e) Hecub. v. 317. f) Achill. Tat. III, 4. g) Virg. Aen. IX, 206. cf. Ariost. Orl. XVII, 15.

Vers 333 bis 383.

„Doch verzweifle keiner je,
Dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden.“

Die während ihres irdischen Lebens viel genannte [a]) Tochter des Kadmos, Ino, die sich mit ihrem jüngern Sohne vor dem Zorne ihres rasenden Gatten Athamas, der ihr den ältern Sohn erschlagen, in das Meer gestürzt und daselbst mit dem Namen Leukothea unter die Götter aufgenommen ward, erblickt den jammervollen Dulder. Sie, die einst menschlich geliebt und gelitten, bewahrt auch als Göttin ein theilnehmendes Gefühl für die Leiden der Sterblichen,

Non ignara mali miseris succurrere discit.

Sie äussert sich voll Mitleid über die Ursache seiner harten Prüfung und gibt ihm die beruhigende Aussicht, dass der zürnende Gott Poseidon ihn nicht gänzlich verderben, noch an der endlichen Erreichung des Phäakenlandes verhindern kann. Doch soll er, als verständiger Mann, sich der hemmenden Kleidung entledigen und auf Schwimmen bedacht seyn. Vor dem Ertrinken wird ihn, wie dort Hüon's Ring [b]) die beiden Liebenden, ihr Schleier retten, den er als Gürtel umzulegen und, sobald er das Land erreicht, mit abgewandtem Angesichte, wie man aus Scheu vor heiligen Mysterien zu thun pflegte, in das Meer zurückzuwerfen hat. Nach diesem Rathe taucht sie mit der Schnelligkeit [c]) (nach Voss und Andern, in Gestalt) eines Wasserhuhnes in das Meer zurück, ohne Dank zu erwarten, noch zu erhalten. [d]) Der vorsichtige Odysseus hält, im Gegensatze zu furchtsamen Menschen, welche in solcher Noth blindlings jedes Rettungsmittel ergreifen, in freiem Bewusstseyn wieder Rücksprache mit seinem hochsinnigen Herzen, ob er dem Rathe, der ein Fallstrick seyn konnte, folgen solle, oder

nicht, und beschliesst, das Schiff so lange zu behaupten, bis es aus den Fugen weiche, und dann erst seine Zuflucht zum Schwimmen zu nehmen. Er erhält augenblicklich Gelegenheit seinen Entschluss in's Werk zu setzen, denn Poseidon zertrümmert sein Schiff so leicht, als wäre es Spreu. Da fasst der Held einen der Balken, den er, wie der Reiter das Rennpferd leitet, die Kleider ablegt und sich mit dem Schleier umgürtet in das Meer stürzt. So des letzten Mittels beraubt und nur auf seine eigene Kraft zurückgewiesen, verlässt ihn Poseidon mit dem furchtbaren Worte: „Du sollst mir, denke ich, auch so deine Leiden nicht verachten," oder nach einer andern Deutung: „Du sollst mir auch so deines Frevels (wegen Blendung des Polyphemos) nicht froh werden." Hierauf kehrt der Gott zu seinem Palaste auf der Felseninsel Aegä, unweit Samothrake zurück. cf. Schol. Pal.

a) im Liede gepriesene Eust. Vulg. Pal. E. Q., 2. in menschlicher Sprache, 3. mit reichem Wohllaute redende, Buttm. cf. v. 61. b) Wiel. Oberon VII, 33. c) Schol. Pal. B. Q. Vulg. cf. Il. V, 778, Heliodor. Aethiop. III, c. 19. d) Vergl. S. 25.

Vers 383 bis 451.

Jetzt erst, nachdem Poseidon sich entfernt hat, naht Athene und wird, wiewohl unsichtbar, dem geliebten Helden, den sie seiner eigenen Kraft überlassen muss, wenigstens dadurch hülfreich, dass sie durch Beschwichtigung der ungünstigen Winde — denn Zeus hat ihr Antheil an seiner ganzen Gewalt gegeben — [a]) die gefährlichsten Hindernisse wegräumt und durch den einzigen Nordwind sein Schwimmen fördert, damit der „gottentstammte" Odysseus zu den Phäaken gelangen möge. Er erhält hier ein Beiwort, welches man weder von seiner Abkunft, noch von der durch Zeus ertheilten königlichen Würde abzuleiten hat,

da Homer dasselbe nur dem Odysseus und wenigen andern Königen, nur solchen zu ertheilen pflegt, welche sich durch das Göttliche, was den Menschen von andern Wesen unterscheidet, durch Vernunft und sittlichen Adel vor Andern auszeichnen. Ein solcher ist von Zeus entstammt, ist göttlich oder göttlicher Art. *) Der Held irrt nun, was wir mit Hülfe des Wunderschleiers, der ihn vor dem Ertrinken schützt, erklären müssen, zwei Tage und zwei Nächte auf den Wogen dahin, und oft ahnet sein Herz den Untergang. Erst mit Anbruch des dritten oder des zwanzigsten Tages seit seiner Abreise von Kalypso schweigt auch der letzte Wind, obgleich die See noch hoch geht, so dass er von einer grossen Welle emporgehoben das nahe Land erblicken kann. Das Gefühl, welches ihn jetzt ergreift, wird durch ein herrliches Gleichniss veranschaulichet, worin der Dichter, der immer auf das Bedeutende und Characteristische sieht, ohne Rücksicht auf die übrigen unähnlichen Verhältnisse, nur die treffenden Punkte, wie hier die Grösse der Empfindungen bei den erwünschten Gegenständen vergleicht. Wie die Freude der Kinder am Tage der Genesung des an einer langen und schweren Krankheit darniederliegenden Vaters, so gross, so innig ist die Freude des Odysseus bei dem Anblicke des lang ersehnten Landes. Der aufmerksame Leser wird ohne unsere Erinnerung bemerkt haben, dass Homer nicht etwa von der Empfindung vorzüglich guter Kinder, sondern der Kinder überhaupt spricht: so natürlich und über allen Zweifel erhaben ist dem frommen Dichter und seiner Zeit der Glaube, dass ein Kind kein grösseres

---

*) Wenn du weise und tapfer bist, sagt Diogenes zu Alexander, und des Zeus königliche Eigenschaften besitzest, so verhindert dich Nichts, sein Sohn zu seyn. Denn diejenigen, welchen er jene Eigenschaften mittheilt, sind und heissen Söhne des Zeus. b)

Glück, als das Wohlergehen der Eltern, kein grösseres Unglück, als den Verlust derselben kenne, [c] und dass eine Freude über ihre Errettung aus einer lebensgefährlichen Krankheit die grösste Freude sey, welche ein menschliches Herz empfinden könne. Ja diese Freude gewinnt noch an Innigkeit durch den Glauben jener Zeit, dass innere Krankheiten dämonische Schickungen sind, von welchen nur göttliche Gnade erlösen kann. Wollten wir hier Beispiele solcher Kindesliebe aus der homerischen Zeit anführen, wir müssten zuerst den Odysseus selbst nennen. Welch ein liebevoller und liebenswerther Sohn er war, erkennen wir aus den Aufträgen, [d] welche er beim Abschiede seiner Gattin in Beziehung auf seine Eltern ertheilte, aus dem Benehmen seines Vaters, welcher aus Gram über dessen Abwesenheit dem Throne und allen Freuden des Lebens entsagt, [e] und aus der rührenden Versicherung seiner Mutter, dass nur der sehnsuchtsvolle Schmerz um den herrlichen Sohn sie getödtet: [f]

„Nur das Verlangen nach dir, und die Angst hat, edler Odysseus,
Und dein freundlicher Sinn mein süsses Leben geraubet.“

Doch wir werden an einem andern Orte zeigen, wie heilig dem Dichter überhaupt alle Gefühle der Pietät sind, und welch unbeschreiblichen Reiz er dadurch seinen Gemälden vom Familienleben zu ertheilen weiss. Wir kehren zu Odysseus zurück, welcher durch den Anblick des Landes zu neuer Kraftanstrengung belebt wird. Umsonst, er hört wohl das Getöse des Meeres, welches sich am felsigen Gestade donnernd bricht, und sieht den Schaum, der Alles überdeckt, allein es ist ihm unmöglich, an den schroffen Klippen zu landen. Da bricht sein Heldenherz und im gerechten Jammer über diese neue Vereitelung seiner Hoffnung scheint er den höchsten Gott der Grausamkeit anzuklagen, dass er ihn nur darum über das weite Meer so

unerwartet an das Land geführt, um ihm jeden Ausgang zu verschliessen. Dennoch erwägt er alle denkbaren Möglichkeiten seiner Rettung, alle sind trostlos, und sein schreckliches Schicksal wird noch durch die Besorgniss, dass er die Beute eines Seeungeheuers werden könne, und durch das Bewusstseyn erschwert, dass der Beherrscher der Meere sein erbitterter Feind ist. Mitten in diesen Betrachtungen droht ihm eine Welle den Untergang, den er nur durch schnelles Ergreifen des Felsens vermeidet. Das folgende Gleichniss soll uns nur die festhaltende Kraft versinnlichen, welche so gross ist, dass dort der Polype nicht ohne die Steine, an die er sich mit den Warzen seiner Fangarme festgesaugt, aus seiner Höhle gezogen, hier Odysseus nicht ohne Verlust der Haut seiner Hände von dem Felsen, an den er sich angeklammert, losgerissen werden kann. War er durch diese Vorsicht und Beharrlichkeit einer grossen Gefahr entgangen, so schleudert ihn dafür eine zweite Welle weit in das Meer zurück, und er scheint in den Fluthen begraben zu seyn. Doch nein, er ist

Rerum immersabilis undis,

unter Athene's (oder wie Plutarch [g]) und Andere erklären, unter seines eigenen weisen und gefassten Geistes) Obhut, welche in ihm den Gedanken weckt, auf die Seite zu schwimmen, bis er an die Mündung des Stromes gelangt. Hier richtet er sein frommes Gebet im Geiste — denn die Worte sind ihm versagt — an den Stromgott: „Höre mich, Herr, wer du auch bist, viel ersehnt ist deine Nähe mir, nachdem ich aus des Meeres Wellen vor Poseidon mich gerettet. Achtung gebietet ja selbst den ewigen Göttern der leidengeprüfte Mann, der wie ich nach vielen Drangsalen deiner Strömung fussfällig naht. So erbarme dich denn, o Herr; darf ich ja deinen Schutzempfohlenen mich nennen." Wir würden uns an Homer und an unsern Le-

sern versündigen, wenn wir diesem Gebete, welches unter Anderm auch den schönen Glauben, dass das Unglück den Menschen heilige, [h]) res est sacra miser, enthält, ein Wort der Erklärung beifügen wollten.

a) Callim. Pall. 133. b) Dio Chrys. T. I, p. 56. 149. 151. II. p. 278. Max. Tyr. T. II. p. 136. c) Il. XVI, 16. d) Odyss. XVIII, 267. e) Odyss. I, 190. XV, 353. XXIV, 320. 345. XI, 187. f) XI, 200. g) Coriolan c. 32. Max. Tyr. T. II. p. 130. h) Dio Chrysost. T. I. p. 223.

Vers 451 bis zu Ende.

Erbarmungsvoll hemmt der Stromgott, der in das Herz des Betenden gesehen, augenblicklich den Lauf seiner Fluthen und nimmt ihn liebreich in seinem Bette auf. Wie erschöpft gelangt der Held an das Ufer! Die starken Arme und Kniee wanken, alle Kräfte sind geschwunden, der ganze Körper ist von der gewaltigen Anstrengung geschwollen, das Meerwasser dringt ihm aus Mund und Nase; athemlos, lautlos sinkt er nieder, und als er endlich aus der Ohnmacht sich erholt, beeilt er sich, wie ihm geboten, den Schleier in das Meer zu werfen. Jetzt erst betritt er das Land und küsst mit Rührung, wie Agamemnon im vierten Gesange, [a]) die Nahrung spendende Erde, der er zurückgegeben ist. Aber neue Besorgnisse steigen in seiner Brust empor. Wie wird er nackt und blos am Flusse, bei dieser Erschöpfung, Reif und Thau und die scharfe Morgenluft, die vom Wasser weht, ertragen? Und wenn er landeinwärts in das Dickicht geht und einschläft, werden ihn da nicht wilde Thiere verzehren? Dennoch wählt er das Letztere, die ungewisse vor der gewissen Gefahr: zwischen zwei so dicht verschlungenen Bäumen, dass weder Regen noch Sonnenstrahlen durchdringen können, häuft er sich ein mächtiges Blätterlager und legt sich hinein:

„Also verbirgt den Brand in schwärzlicher Asche der Landmann;
Auf entlegenem Felde, von keinem Nachbar umwohnet,
Hegt er den Saamen des Feuers, um nicht in der Ferne zu zünden;
Also verbarg sich der Held in den Blättern.“

In unsern erfindungsreichen Tagen, wo die Erhaltung und Erneuerung des Feuers durch so viele künstliche Mittel erleichtert und gesichert ist, kann es Manchem schwer werden, sich eine Zeit zu denken, wo es zumal fern von Städten auf dem Lande einer so ängstlichen Sorgfalt bedurfte, um „den Saamen des Feuers“ zu bewahren. Und doch empfiehlt noch Sokrates seinem Sohne [b]) ein gefälliges Benehmen gegen den Nachbar zunächst aus dem Grunde, damit er ihm Feuer gebe, wenn er dessen bedürfe, und die spätern Philosophen nennen die geneigte Ertheilung des Lichtes an Andere eine der ersten Pflichten, welche wir von Natur jedem Menschen, auch dem unbekannten zu erweisen schuldig seyen. [c]) Wichtiger ist jedoch für uns die Bedeutung des Gleichnisses. Nach der Erklärung der Alten (Eust. Pal. B. E. Q.) nennt der Dichter die an dem Brande fortglimmenden Funken Saamen des Feuers, weil aus der innwohnenden Kraft des kleinsten Funkens die grösste Flamme, wie aus dem kleinsten Saamenkorn der grösste Baum erwachsen kann: wie also in dem Feuerbrande unter der Asche nur die zündende Kraft bewahrt wird, damit er am Tage neu erglühen könne, so wird Odysseus fast vernichtete Lebenskraft in der Blätterdecke erhalten, um am Tage zu neuer Thätigkeit zu erwachen. [d]) Ja Moriz, in seinem Werke über den Styl, findet, dass durch dieses Gleichniss — wenn auch ohne des Dichters Absicht! — eine Menge Erinnerungen und Ahnungen in unserer Seele erweckt werden, wenn wir mit einem Blicke in die Vergangenheit und in die Zukunft bedenken, dass der schlummernde Mann, der im Rathe, wie in der Schlacht

so hoch berühmte Feldherr und König Odysseus, der Vollbringer von tausend herrlichen Thaten, e) der Zerstörer des mächtigen Troia ist; dessen Weisheit und Heldenkraft am Hofe des Königes Alkinoos und in Ithaka bald durch wundervolle Thaten in neuem Glanze erscheinen wird. Jetzt ist zwar seine gewaltige Kraft gebrochen und wie erloschen, sie glimmt unter der Blätterdecke nur noch als spärlicher Funken, nur um sich zu erhalten und neu zu beleben fort, aber bald wird sie wieder zur mächtigen Flamme emporlodern, welche die Phäaken erleuchten und für die ruchlosen Freier zum verzehrenden Brande werden soll.

Doch jetzt giesst Athene selbst erquickenden Schlaf über die Augen des erschöpften Helden, damit er sich von seiner Mühsal möglichst bald erholen kann.

a) v. 522 cf. Xenoph. Anab. IV. 7, 18. Plutarch. Anton. c. 49. b) Xenoph. Mem. II. 2, 12. c) Cic. Offic. I. c. 16. d) cf. Ariost. Orl. XXIV, 59. VIII, 34. e) Il. II, 272.

Nachschrift
an
befangene und unbefangene Richter.

Die Quellen der vorliegenden Schrift sind, mit Ausnahme weniger Neuern, Homer mit seinen griechischen Commentatoren und die Schriftsteller des classischen Alterthumes überhaupt. Die am Ende der Abschnitte auf sie zurückweisenden Citate werden von wissenschaftlich gebildeten Lesern, für welche allein sie bestimmt sind, nicht ohne Nutzen nachgeschlagen werden, da die angeführten Stellen theils die Bestätigung meiner Ansichten, theils andere ihnen verwandte wichtige Gedanken enthalten. Uebrigens ist meine Darstellung durchaus nicht für Gelehrte vom Fache, am wenigsten für solche berechnet, welche den Homer blos zum Gegenstande grammatischer und lexicalischer Untersuchungen machen. Was ihnen Zweck ist, ist für mich nur Mittel. Die Leser, welche ich mir wünsche, sind — ausser edel gebildeten Frauen und jenen Freunden der Literatur, welche den classischen Studien ihre Liebe bewahrt haben — vornehmlich Erzieher und Lehrer *) und solche Zöglinge gelehrter Schulen, welche den griechischen Homer bereits fertig lesen. Möchten viele derselben in dieser Schrift eine eben so wirksame Anregung zum liebevollen Studium der Homerischen Gesänge finden, als die war, welche mehrere geistreiche Leser, nach ihrer Versicherung, in meiner Erklärung des 6. und 7. Gesanges der Odyssee gefunden haben!

Möchten begabtere und an Musse reichere Männer davon Veranlassung nehmen, meine unvollkommenen Versuche durch vollkommenere Leistungen recht bald in Vergessenheit zu bringen; denn ich würde alsdann mit einem grossen Manne denken: „mich — nach meinem bescheidenen Theile — um die Wahrheit nicht weniger verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache wird, dass sie ein Andrer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke.“ Zugleich würde man nur durch Bessermachen der Sache das Recht erlangen, meine Arbeit zu verwerfen, nicht aber durch allgemeine Verdammungsurtheile ohne Angabe dessen, was, und der Gründe, warum es verfehlt sey. So wenig solche Urtheile meine auf viele und beglückende Erfahrungen gegründete Ueberzeugung von der Brauchbarkeit dieser Art von Erklärung für gebildete und bildungsfähige Leser erschüttern können, eben so wenig wird mich der nachsichtige

---

*) Solche zumal, wie die Loreye und Föhlisch, diese geist- und gemüthvollen Zierden des badischen Lehrstandes.

Beifall, [illegible] und Gel[illegible]ausgezeichnete [illegible] frühern Schriften aufgen[illegible] machen [illegible] das Wort von Lessing nicht vergessen, dass der [illegible]kommene Leser [illegible] der gutherzig[illegible]. Was er [illegible], mache ihn wärmer, als was er [illegible]: und doch habe er die Ge[illegible]keit, seine eigene Empfindung [illegible] zu danken. Ganz vorzüglich freute mich die schriftliche V[illegible] eines grossen Gelehrten, dass ihm mein Bestreben, [illegible] nach [illegible] Untersuchungen, nach [illegible] Alten, in die einfachsten und anspruchlosesten Worte zu [illegible] nicht entgangen sey. Wirklich war dies meine Absicht in Allem, was ich schrieb, und ist es auch in dieser Schrift gewesen. Was [illegible], um nur ein Beispiel von vielen zu wählen, der auf Seite 9 und 10 enthaltene Ausdruck „schwebend" für eine treffliche Gelegenheit zu einer gelehrten Abhandlung über die Frage dargeboten, ob die olympischen Götter schreitend, oder mit geschlossenen Füssen ruckweise durch die Luft gelangten! Allein wie eben jener Gelehrte irgendwo von der Ironie sagt, sie sey eine mächtige Waffe, doch nur gegen feine Ohren, so verhält es sich auch mit unserer Darstellungsweise: sie wird bei denjenigen Beurtheilern keine Gnade finden, welche gelehrt mit schwerfällig verwechseln und den Werth einer solchen Schrift [illegible] Masse des beigegebenen rohen Materiales bestimmen, aus welchem sie erwachsen ist. Ihnen gefällt das Gerüste besser, als das daraus hervorgehende Gebäude; unbekümmert um sein Gemälde, [illegible] sie nur denjenigen für einen Maler, der ihnen Palette und [illegible] vorzeigt und die Farben vor ihren Augen reibt.

Jene wackern Männer dagegen, welche ohne mein Verfahren im Uebrigen zu verdammen, nur der Meinung sind, dass ich zu viel Moral in den Homer hineinlege, werden ersucht, ausser den von mir angeführten Schriftstellern, auch folgendes Urtheil eines gelehrten und sachkundigen Franzosen, dem man jenen Vorwurf gewiss nicht machen kann, sorgfältig zu erwägen; „Homère se trouvait dans une position favorable pour donner la véritable expression des choses. Il n'avait qu'à peindre ce qui se passait alors, pour obtenir des resultats auxquels nous ne parvenons aujourd'hui qu'à force de raisonnements. Il exprime si naturellement les vérités les plus profondes, qu'elles ont presque l'air d'être triviales; et ce n'est qu'en y réfléchissant qu'on s'aperçoit qu'elles forment les bases de la société." ***Montbel Observat. sur l'Iliade*** ***[illegible] 442.***

Mannheim, im April 1842.

Nüsslin.